

**Ich und mein Tausendmarktschein.**

Von Max Hoffmann.

Ja, ich hatte wirklich einen! Und zwar war ich ganz ehrlich dazu gekommen, nämlich so: Ein Erbonkel war gestorben und hatte mir die ungeheure Summe von tausend Mark vermacht. Es war immerhin besser, als gar nichts, und ich sandte dem Seligen ein heftiges Dankgebet nach.

Ich hatte keine Ahnung, was für Schereereien man mit solch einer Erbschaft hat. Aber endlich waren alle umständlichen Formalitäten erledigt, und ich konnte mich, mit den nötigen Papieren bewaffnet, nach der Bank begeben, bei der das Geld deponiert war, und die Riesensumme erheben.

„Wünschen Sie Gold oder Papier?“ fragte mich der Beamte.

Ich überlegte. Da fiel mir ein, daß mein Portemonnaie für das viele Gold viel zu klein wäre, und ich verfehlte: „Papier, bitte!“

Der Herr ging zum Geldschrank und erschien gleich darauf wieder mit einem braunen Stück Papier. „Hier, bitte, wollen Sie quittieren!“ Nachdem ich das getan, steckte ich den Schein in meine Brieftasche und schänderte selig davon.

Es war ein Sonnabend, und viele Leute mit vergnügten Gesichtern kamen an mir vorbei. Sie hatten alle ihren Wochenlohn erhalten und Geld in der Tasche, aber was waren sie gegen mich? Arme Schlucker gegen einen Krösus!

Erst morgen, am Sonntag, sollte der Schein verwertet werden. Es war zu früh, sich alle Genüsse, die mir jetzt freistanden, vorher auszumalen, und ich blieb deshalb bis gegen Mittag im Bett.

Endlich veranlaßte mich der Appetit, aufzustehen und mich fertigzumachen, und wie ein Welteroberer schritt ich hinaus. Vor allen Dingen mußte natürlich der Schein gewechselt werden. Das einfachste war, wenn ich zur Post ging.

„Ach bitte, haben Sie doch die Güte, mir diesen Schein zu wechseln!“

Der Beamte hinter dem Schalter sah mich und den Schein mißtrauisch an, dann sagte er schroff: „Bedauere sehr! Das ist jetzt nicht möglich.“ Da mußte ich sein Schicksal wieder zu.

Ich wollte ärgerlich den Raum verlassen, als mir einfiel, daß der Herr ja eigentlich ganz recht hatte, denn er war doch kein einfacher Geldwechsler. Ich kehrte also wieder um.

„Bitte um 5 Zehnpennigsmarken!“ Der Beamte schrieb erst noch fünf Minuten lang in einem großen Buch, dann rief er fünf Marken ab und legte sie mir hin. Ich reichte ihm dafür beschriebenen Tausendmarktschein.

Der Mann mit den blauen Knöpfen warf mir einen giftigen Blick zu.

„Herr!“ rief er fuchswild. „Ich habe Ihnen doch schon einmal gesagt, daß ich keinen Tausendmarktschein wechseln kann. Geben Sie mir, bitte, anderes Geld!“ Er schleuderte mir den werthlosen Schein zurück, als ob es eine Kartoffelschale wäre.

„Erschaden klautbe ich fünf Ridel aus meinem Portemonnaie.“

Auf der Straße kam mir ein rettenber Schwank. Es war beinahe halb zwei, die Cigarettenläden waren noch offen, obwohl ich lebensschafflicher nicht mehr bin, begab ich mich in einen pompösesten Laden. Cigaretten kann man immer brauchen, hat mir ein Herr gesagt, ein zur rechten Zeit gelbes, es gutes Kraut wirkte oft solcher Wunderkungen!

„Bitte um zehn Cigaretten!“

„Sehr wohl! In welcher Preislage?“

„Eine gute Zehnpennigcigarette.“

Der Verkäufer baute einen Haufen Kisten vor mir auf. Schließlich entschied ich mich für Sumatra mit Havana-Deckblatt; das mußte doch etwas sehr Feines sein, wenn zwei verschiedene Erdtheile dazu beigeuert hatten! Der Herr legte mir die Tüte mit den Cigaretten hin und ich meinen Tausendmarktschein.

„Bedauere sehr, mein Herr! Den kann ich jetzt nicht wechseln.“

Es war also wieder nichts! Ich erlegte eine Mark und versuchte mein Heil noch in drei anderen Cigarettenläden, aber mit demselben Mißerfolg. Das Ergebnis war nur, daß ich jetzt außer dem Tausendmarktschein gerade noch eine Mark im Portemonnaie und dreißig Cigaretten bei mir hatte.

Nun wurden die Geschäfte geschlossen, und mein Wagen knurrte bereits bedenklich. Er mußte sich noch ein Weilchen gedulden, er sollte dafür auch heute etwas ganz Besonderes bekommen. Ich schwang mich also kühn auf die Straßenbahn und fuhr nach einem Weinrestaurant, das ich bisher nur von außen geschaut hatte.

Es wurde ein hübsches Diner mit einer guten Marke zur Anfechtung. Zum Schluß bat ich um die Rechnung. Sie machte neun Mark, eine Bagatelle für mich! Und ich legte meinen Tausendmarktschein hin.

„Thut mir leid, mein Herr“, sagte

der Ober. „Haben Sie es nicht kleiner?“

„Nein.“

„Dann muß ich Sie bitten, sich einen Augenblick zu gedulden.“

Er verschwand mit dem Schein. Aus dem einen Augenblick wurden sehr viele Augenblicke, es vergingen zehn Minuten, und dann kam der Ober mit erster Miene zurück.

„Nun bedauern, der Schein kann augenblicklich nicht gewechselt werden.“

„Aber was soll ich denn dann machen?“

„Das ist sehr peinlich. Und Sie sind hier nicht betannt?“

„Nicht im mindesten.“

Der Geschäftsführer war nähergetreten und erkundigte sich nach der Ursache der Auseinandersetzung.

„Das ist sehr fatal, mein Herr“, sagte er. „Aber da Sie jetzt nicht zahlen können, so muß ich Sie ersuchen, sich nach unserem Bureau zu bemühen, damit Ihre Persönlichkeit festgestellt wird.“

„Was fällt Ihnen denn ein?“ fuhr ich ihn an.

Er judte mit den Achseln. „Es ist doch jedenfalls besser dort als hier, wo schon die Leute anfangen, aufmerksam zu werden.“

Der Mann hatte recht. An einem Nebenisch hörte ich bereits das Wort „Zehnpfenniger“ fallen. Ich hätte dem Sprecher mit meinem Tausendmarktschein eins in die Zähne geben mögen.

Im Bureau erledigte sich die Sache glücklicherweise sehr rasch. Der Chef des Hauses war sehr lebenswürdig und notierte sich nur meinen Namen und meine Wohnung.

Als er vernahm, daß ich Schriftsteller sei, sah er mich ungläubig an. „Einen Tausendmarktschein!“ murmelte er kopfschüttelnd.

„Es ist ein kleineres Honorar, das ich gestern erhoben habe“, erklärte ich erhaben.

Er bekam einen ordentlichen Ruck und verbeugte sich tief. „Es war mit eine hohe Ehre, mein Herr!“

Es muß doch ein schönes Gefühl sein, ein berühmter Mann zu sein!

Erst am anderen Tage war ich in der Lage, den Schein zu wechseln und meine Fische zu begleichen.

Ja, ja, es ist gar nicht so bequem, mit einem Tausendmarktschein in der Tasche auszugehen! Aber böse wäre ich deshalb doch nicht, wenn ich noch recht oft in dieser fatalen Lage wäre.

**Man muß sich zu helfen wissen.**

Szene: Der Ostbahnhof in München. Die handelnde Person: Ein Bauer. Nach Bauernsitte hatte er seinen eben eingelaufenen neuen Hut über den alten gestülpt. In der Hand trug er ein Glas mit Goldfischen, und, da es ziemlich presste, rannte er mit seinem Aquarium derart an die Personspitze, daß das Glas in Scherben ging und die Fische auf dem Boden zappelten. Kurz entschlossen nahm der Bauer seinen alten Filzhut, sammelte bestmöglich die Goldfische vom Boden auf und füllte seine alte Bedachung bei der nächsten Leitung mit Wasser an. Mit dem so improvisierten Fischbehälter in der Hand befiel er triumphierend, aber bedächtig, den bereitstehenden Vorortzug.

**Man kann nie wissen . . .**

Mit welchen Zukunftsgebanten sich im schönen Frankreich oft die Minister beschäftigen, zeigt eine Anekdote, die das Pariser Abendblatt „La Presse“ von Herrn Clemenceau erzählt. Der vielberühmte Ministerpräsident besuchte kürzlich auf einer Inspektion das Gefängnis La Petite Roquette in Paris und ließ sich die Einrichtungen zeigen. Er kümmerte sich besonders um die Gefängnisbibliothek und äußerte, obgleich in diesem Punkte schwer zufrieden zu stellen, in der Küche seine volle Anerkennung dem führenden Direktor des Gefängnisses gegenüber; ausgezeichnet, das alles! Die Nahrung scheint mir hier recht gut zu sein, meinen Blickwunders dazu! Wissen Sie, darauf halte ich! Für den Augenblick bin ich es ja, der die Leute in's Gefängnis steck. Aber später werden sie mich vielleicht hängen . . . Und dann möchte ich doch gut beschäftigt werden!

**Gedankensplitter.**

Die Stunden reinsten Glückes sind meist nur Sekunden.

Die moderne Frau denkt mehr ans Anschaffen als ans Schaffen.

Je leichter der Mensch ist, desto tiefer kann er sinken.

Männer siegen, Frauen triumphieren.

Das Weib macht aus dem Knaben einen Mann oder aus dem Mann einen Knaben.

**Ein Philosoph.**

Macht es Ihnen denn gar nichts, daß Fräulein Hilda Ihnen diesen gräßlichen Menschen, den Affessor, vorgezogen?

„D nein! Denn mit einer Frau, die einen so schlechten Geschmack hat, wäre ich doch nie glücklich geworden!“

**Um die Stadtmauern Konstantinopels.**

Zu den größten Ruinen der Erde und zweifellos auch zu ihren erhabensten und eindrucksvollsten zählen die Stadtmauern von Konstantinopel. Mehrere Stunden bedarf es, um zu Pferde oder zu Wagen den ganzen Umfang dieser weitläufigen Befestigungswerke kennen zu lernen, die noch jetzt in ihrem ehrwürdigen, ruinenhaften Zustande Zeugnis von ihrer einstigen Stärke und Pracht ablegen.

Konstantin der Große war es, der zuerst die von ihm zur Residenz erweiterte Stadt mit einer starken Mauer umgab; später Kaiser von Byzanz verdoppelte den Mauerzirkel, mächtige Thürme flankierten die Thore, und ein breiter Graben war den steinernen Befestigungen und den Erdwällen vorgelagert. Wie mancher Kampf hat um diese Mauern getobt; Griechen und Lateiner haben um den Besitz der herrlichen Konstantinopel gestritten, und einige Jahrhunderte später drang hier der siegreiche Sultan Mohammed der Zweite, der Eroberer, mit seinem Heere in Byzanz ein.

Heute ist dieser Riesenbau der Konstantinopeler Stadtmauern eine einzige große Ruine; man hat sie verfallen lassen; ihre Steine wurden vielfach von den Benutzern fortgeschleppt und zu Häuserbauten verwendet, und so ist im Laufe der Jahrhunderte ein Trümmerhaufen von gewaltiger Ausdehnung und von erhabener Schönheit aus dem genialen Werte Konstantins des Großen geworden. Noch immer stehen viele der zahllosen Thürme aufrecht, die einst die Mauern beherrschten, aber manch einer ist bereits gänzlich zusammengestürzt; mancher ist geborsten und dem Verfall nahe, an manchen bröckeln lose Trümmer herab und führen in die Tiefe des Grabens zu seinen Füßen. Mächtige Steinblöcke liegen überall zerstreut umher, hier hat sich ein großes Stück der Mauer geneigt und scheint kaltes Nichts zu wollen, dort hat ein klaffender Riß den Bau gespalten, an anderer Stelle sind große Lücken entstanden, wo man zu Häuserbauten große Mengen von Steinen fortgetragen hat. Leppige Schlingpflanzen haben sich zwischen diesen Trümmern eingenistet, ihr grünes Blattwerk rankt sich an den braunen Ruinen empor, umschlingt die Mauertorne und die Spitze der Thürme, und läßt von hier wieder sein trübseliges Blattgewirr niederhängen. Jenseits der Fahrstraße, die rings um die Mauern führt, liegen zahlreiche mohammedanische Friedhöfe; hunderte hochstämmiger, schlanker Zypressen ragen auf ihnen empor, und die weißen, mit goldenen Inschriften gezierten Grabsteine heben sich hell von dem ersten Grün der Bäume ab. Dort die alten Trümmer der alten Stadtmauer; hier Friedhöfe auf Friedhöfen; es ist ein Bild von so feierlicher Stille und Größe, von einer tiefsten Erhabenheit, wie sie die römische Campagna nicht mehr besitzt.

Erloschen ist der Weg um diese Mauern, hundlang teilt man einher zwischen Friedhöfen und Ruinen, zwischen zerfallendem Mauerwerk und düsteren Zypressenbäumen. Wie ausgetrocknet erscheint die Gegend hier; nur mandalim zieht ein einzelnes Fuhrwerk still seine Straße, oder ein halbwohlfühiger Bursche weidet ein paar Ziegen, die zwischen dem Gestein einherklettern. Eine größere Häufelgruppe unterbricht für kurze Zeit die Einförmigkeit des Bildes; es ist ein Zigeunerdorf, durch das man reitet, an der äußersten Peripherie der Hauptstadt gelegen; kleine Häuschen, meist aus Fachwerk und Holz gebaut, statt der Glöckchen höherer Gitter vor den Fenstern. Ohne Ordnung stehen die einfachen Hütten beieinander, Ziegen und Hunde liegen friedlich im Sonnenschein, am Brunnen schöpfen einige Frauen in gelber Tracht Wasser; hübsche Zigeunerkinder mit großen, ausdrucksvollen Augen laufen dem Fremden ein paar Schritte weit nach; es hat ein ganz eigenes Gepräge, dieses ärmliche, stille Dorf, als läge es weitab von dem Treiben der Welt. Am Rande des Dorfes erblickt man eine kleine Moschee, die früher eine byzantinische Kirche war. Davor war der ganze Innenraum mit herrlichen Mosaiken und Freskomalereien geschmückt. Als die Kirche in eine Moschee umgewandelt wurde, übernahm man in dem zum Gottesdienste bestimmten Kuppelraum der Kirche alle Bilder mit brauner Farbe. In den Nebenräumen aber, die seinem religiösen Zwecke dienen, ließ man sie unversehrt, und so tritt man durch eine Halle, in der Szenen aus der Passion Christi dargestellt sind, in die mattenbedeckte Moschee ein. Troz mancher Beschädigungen prägen die Mosaiken, die aus dem 14. Jahrhundert stammen, auch heute noch in ihrer ursprünglichen großen Schönheit, und der Goldglanz ihrer bunten Farben leuchtet in unverdähter Anmuth. Wenige Minuten von der Moschee entfernt liegt das Adrianopeler Thor, und dort beginnt wiederum die endlose Doppellinie der Stadtmauern. Weiter geht der Weg an der ersten Schönheit dieser erhabenen Ruine entlang, deren feierliche Größe sich unerlöschlich einprägt.

**Der Graf von Ostende.**

Es ist bekannt, daß viele Amerikaner, die sonst ein geringfügiges Lächeln für das zurückgeliebene Europa haben, in ehrfurchtiger Scheu und Schweigeweise vor Titeln und Adelskronen nicht von dem laipstischen Hoftheater einer kleinen deutschen Residenzstadt übertröpfen werden. Von zwei amerikanischen Damen dieser Geistesverfassung erzählt man ein hübsches, vielleicht sogar wahres Geschichtchen. Eine Mutter und ihre Tochter kreuzten den Ozean, um die übliche Rundreise durch Europa zu machen. In London lehrten sie in einem der vornehmsten Hotels ein und warteten der Herzöge und Grafen, die etwa ihr Wappenschild mit amerikanischem Golde aufzufrischen gedächten. Sie trafen dort einen amerikanischen Theateragenten, den sie als alten Freund boten, sie in die vornehmste Gesellschaft einzuführen. Der Theateragent schwor Stein und Bein, daß er keinen einzigen Lord auch nur von Ansehen kenne; die Damen hielten das für leere Ausflüchte und hörten nicht auf, ihn zu drangsalieren. Endlich entschloß er sich zu einem frommen Betrug und stellte am Vorabend des Tages, wo die Damen nach Paris abreisen wollten, ihnen einen jungen, stattlichen Musikhallentener als Graf von Ostende vor. Der Künstler verstand seinen Frack mit Anstand zu tragen und die Kellner in adeliger Weise zu kommandieren; er erzählte den hoch aufhorchenden Damen mit vornehm gleichgültiger Miene Wunderdinge von seinem Schloß und seiner Gemäldesammlung, die manche alte Bilder enthalte, auf die amerikanische Millionäre vergeblich Jagd gemacht hätten. „Schade“, daß Sie morgen nach Paris abreisen“, fügte er galant hinzu, „ich hätte Ihnen gern meine Bestkannone gegeben!“ Am anderen Tage schiffen sich die Damen wirklich nach Frankreich ein, und der Theateragent atmete erleichtert auf. In Paris aber empfanden Mutter und Tochter Gewissensbisse, daß sie vielleicht die beste Gelegenheit, einen Grafen zu fischen, verpasst hätten; kurz entschlossen telegraphirten sie ihrem Freunde, dem Agenten: „Reisenplan geändert. Kehren mit nächstem Zuge um. Bitten Sie auf zu benachrichtigen.“ In der That tauchten sie am nächsten Tage wieder in London auf, und der Theateragent sah keinen anderen Ausweg aus der Komödie der Zerungen, als sie über die Tauschuna aufzulassen. Hornbrannt nahmen die Damen Kabinen auf dem nächsten Dampfer und dampften nach New York ab, wo sie wahrscheinlich mit ihren Ansichten über den alten Kontinent nicht hinter dem Berg halten werden.

**Der Mitt auf dem Flußpferd.**

In höchst erotischen Formen vollzog sich ein Empfang, den Luanita, der oberste Hauptling im Paroseland, Anfang Oktober in Sesele dem britischen Oberkommissar für Südamerika, Lord Selborne, bereite. Mit einer imposanten Flotte erschien der Regierfürst zur Begrüßung. Gegen 250 Kanoes zu je 5 bis 15 Rudern folgten in größter Ordnung dem großen Staatsboot Luanitas, das von 30 Rudern, alle königlichen Geblüts, getrieben wurde. Am Ufer des Flußes konnte man Latio, den ältesten Sohn Luanitas beobachten, wie er in einem eleganten englischen Jagdanzug von tadellosem Sitz eifrig mit seinem photographischen Apparat beschäftigt war. Wenige Minuten später betrat Luanita das Ufer. Er trug einen grauen Frack, röhliche Beinleider und einen schwarzen Klapphut. Einen Tag später ritt Lord Selborne ein, und bald darauf fand die feierliche Begrüßung statt. Am Abend überreichte Luanita dem englischen Oberkommissar seine kostbare Ehrengabe, nämlich — ein junges Flußpferd. Das Vieh ist vollkommen zahm und halb erwachsen; 300 englische Meilen weit folgte es getreulich dem Kanoe seines Herrn und betimmerte sich kaum um die Herden freier Flußpferde, denen es am Ufer begegnete. Während der feierlichen Begrüßungszeremonien lag das fromme Ungeheim friedlich schlafend bei seinem Gebieter. Dann ward es prächtig aufgedäumt, ein Mitglied der Pariser Missionärgesellschaft betrug das etwas ungraziöse Reittier und ritt mit dem brauen Dickschädel zur Wohnung des englischen Kommissars.

**Gegenseitige Ueberraschung.**

Im Postwirthshause zu Mosdorf ging es heute hoch her. War ja doch Sylvestertag, und keiner der Bauern aus Mosdorf und den umliegenden Ortshäusern hatte es verstanden, beim Mosbauer, wie der gemütliche und stets freigeigige Wirth bekannt wurde, zur Sylvestertage zu erscheinen. Und außerdem hatte der Mosbauer für diesmal jedem seiner Gäste eine Extraleberrraschung versprochen. Als die Bauern alle beisammen waren, adpte der Wirth die Häupter seiner Lieben und verschwand dann in der Küche. Gleich darauf erschienen Mägde, welche zwei große Schüsseln mit Speckkraut und drei Schüsseln mit Hindskopfkraut, dampfenden Knödeln auf den Tisch stellten.

„Für jeden ein Knödel! Prost!“

Mahlzeit!“ sagten die Dirnen und gingen weg.

Wie die hungrigen Wölfe fielen die Bauern über das Essen her, und in ungläublich kurzer Zeit waren die Schüsseln leer.

Darauf lehnten sich die Bauern beglücklich zurück, oder lümmelten sich den Kopf in die Hände gestützt, auf den Tisch und sahen erwartungsvoll nach der Thüre. Jetzt mußte wohl die Leberrraschung kommen!

Aber sie mußten lange warten, bis die Thüre wieder aufging, und der Wirth, freundlich grinsend, aber mit leeren Händen näher kam. Erwartungsvoll sahen ihn alle an. Es folgte eine lange Pause, während welcher der Wirth, lächelnd und tospindend, die Bauern, und diese den Wirth anglohten.

Endlich sagte dieser:

„Na, hat's g'schmeckt?“

„Frei! wohl, frei! wohl!“

„Na, und . . .?“

„Na, und? Was . . . na und . . .?“

„Wo ist denn die Leberrraschung?“

Jetzt riß der Wirth Augen und Mund auf.

„Ja, des Dappschädels, was war denn das jetzt? Noch a Leberrraschung wollt's! N' hob' do' in a jed's Knödel a Marktstück 'nei' machen lassen! Und gar keiner hat's g'unden? O Du grundgütiger, heiliger Sebaftian — hab' die Lati jetzt die Knödel sammt die Mark'n verschlungen — und kein einziger hat was g'merkt!“

**Entgegenkommend.**

Fremder: „Der heilige Ort ist mit bekannt durch seine fürmlichen Gemeinderathssitzungen!“

Bürgermeister: „Ja, da geht's immer satirisch zu!“

Fremder: „Ah, das muß ja recht interessant sein!“

Bürgermeister: „Na, wenn S was zahl'n, halt'n ma glei' a' Sitzung ab!“

**Berechtigte Forderung.**

Die behördliche Kommission erscheint bei einem Theaterdirektor und stellt die Vorkehrungen fest, die getroffen werden sollen, damit nöthigenfalls das Publikum schnell hinkommen könne.

„Jetzt!“ rief der Direktor, „da Sie dafür gesorgt haben, daß das Publikum her a u kommt, könnten Sie nicht auch dafür sorgen, daß es her a in kommt?“

**Barter Wirt.**

Kommerzienrath (heimlich zu einem jungen Mann, den er mit seiner „hochschultrigen“ Tochter bekannt gemacht hat): „Nun, wie gefallt Ihnen meine Tochter?“

„Sehr gut — wenn Sie ihr mit entsprechendem Kapital — unter die eine Achsel greifen wollen!“

**Unberechenbar.**

Frau: „Unsere Köchin hat eine eigene Zeitrechnung.“

Mann: „Hi, wie so denn?“

Frau: „Arbeitet sie eine halbe Stunde, meint sie, vier Stunden gearbeitet zu haben; bleibt sie aber vier Stunden aus, meint sie, es sei nur eine halbe Stunde gewesen.“

**Ein netter Schuldner.**

Schuldner: „Was, Sie kommen schon wieder, ich habe Ihnen doch im vorigen Jahre erst drei Mark in Briefmarken als Abschlagszahlung geschickt!“

Gläubiger: „Ganz recht; dafür habe ich Ihnen auch inzwischen dreißig Markbriefe geschrieben, jetzt ist das Wort ab und nun muß ich wieder selbst kommen!“

**Unbegreiflich.**

„Da haben Sie ganz recht, Frau Nachbarin, die Postzeit verdirbt uns die Männer. Seitdem mein Alter in den Gemeinderath gewählt worden ist, will er sogar zu Hause manchmal's Wort nehmen!“

„Auf dem Ball.“ Affessor: „Heute heißt es vorzüglich sein! Die Frau Finanzrath Kragenstein ist mit vier Töchtern da.“

Junger Staatsanwalt: „Das wäre ja der schönste Fall von Bedrohung unter erswerbenden Umständen, weil verbunden mit Zusammenrottung!“

**Eingegangen.**

(Inferat.) Der Herr, welcher gestern in der Breiten Straße ein Geldstückchen fand, wird ersucht, es dem Berliner zurückzustellen, da er erkannt ist.

(Antwort, einen Tag später.) Der erkannte Herr, der vorgestern in der Breiten Straße ein Geldstückchen fand, erkundt den Berliner, sich sein Eigentum in des Finders Wohnung abzuholen.

**Erkannt.**

Frau, zum Mann: „Entschuldige nur Karl, daß das Essen heute noch nicht fertig ist . . . die Uhr ist feh'n geblieben!“

Mann: „Geh' mir nur, das kann ich schon, wirst Du wieder wo fe h'n geblieben sein!“

**Gelungen.**

Baron (zum Diener, den er noch nicht lange hat): „Du kleidest dich aber wirklich recht fein. Wie ich hörte, läßt du ja sogar bei meinem Schuster und Schneider arbeiten!“

Diener: „Nun ja, Herr Baron, ich heb' halt gebacht, wenn dann's Mahnen losgeht, daß nicht gar so viele Gläubiger in's Haus gelaufen kommen!“

**Nacht der Gewohnheit.**

„Da haben Sie ganz recht, Frau Nachbarin, die Postzeit verdirbt uns die Männer. Seitdem mein Alter in den Gemeinderath gewählt worden ist, will er sogar zu Hause manchmal's Wort nehmen!“



Alte Frau: „Ich kann's halt nit glauben, in der Erde inwendig soll Feuer sein. Woher hätt' ich denn die kalten Füße?“